





Marcus Jensen, geboren 1967 in Hamburg, studierte dort Germanistik, Philosophie und Pädagogik und hatte bis zum ›Sozialpraktikum‹ mit vierzig Kindern in einem Schullandheim an der Ostsee Lehrer werden wollen. Im Brotberuf korrigiert er heute immerhin die Arbeiten Erwachsener. Er zog nach Berlin-Neukölln zu einer Zeit, als noch alle Angst davor hatten. Er schreibt Romane, Storys und Essays. Verheiratet ist er mit der Autorin Silke Andrea Schuemmer. Zwei Kater. Redakteur der Literaturzeitschrift *Am Erker*. Zahlreiche Auszeichnungen seit 1994, u. a. der Preis des Berliner Open Mike und das New-York-Stipendium des Deutschen Literaturfonds.

MARCUS
JENSEN
VESTALIN
ROMAN



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage August 2024
Originalausgabe
© 2024 kul-ja! publishing, Erfurt

Wir machen kule Bücher,
nur echt mit dem Kulibri.

Homepage: <http://www.kul-ja.com>

Nachhaltig gedruckt in der EU

ISBN: 978-3-949260-28-5

Für Silke. Die es noch radikaler haben wollte. Und für Sophie,
das große Mönsterchen.

Ich danke Dr. Sebastian Bröß für die Lehrstunde am Roboter DaVinci, die OP-Gespräche und die Überholmanöver im Elektromonster. Sämtliche chirurgischen und technischen Übertreibungen und Fehler entspringen meiner Fantasie. Die Medizinerin Prof. Dr. Sabine Müller von der Charité Universitätsmedizin Berlin beriet mich zum Thema Hirntod und zur rechtlichen Seite, aber ich musste mir zugunsten der Handlung einige Freiheiten erlauben. Und ich danke natürlich ganz besonders dem kühlen Verlag, der ein Manuskript angenommen hat, das fast jede sogenannte Triggerwarnung verdient.

»Om Shanti Shanti Shanti«
— *Upanishaden* (ca. 700–200 v. Chr.) —

»Das Ich ist vor allem ein körperliches,
es ist nicht nur ein Oberflächenwesen,
sondern selbst die Projektion einer Oberfläche.«
— Sigmund Freud, *Das Ich und das Es* (1923) —

»Und falls wir uns nicht mehr sehen sollten ...«
»And in case I don't see you ...«
— *The Truman Show* (1998) —

Aller Anfang. Herbst 2006

Kat schrie diesmal in ein Kissen, ins Kopfkissen seiner Ehefrau, weil Dehm sie darum bat. *Bitte heute nicht so laut, meine Schöne*. Nebenan schlief sein sechzehn Monate alter Sohn. Während sie an dem hölzernen Gitterbettchen vorbei zum Schlafzimmer geschlichen waren wie ein Diebespaar, hatte Dehm ihr erklärt, der Kleine kenne solche Lustgeräusche nicht, denn seit seiner Geburt habe es in diesem Haus keinen Sex mehr gegeben. Aber das Kind werde sie beide nicht verpetzen, es könne bisher nur *Papa* und *Mama* sagen.

Dann tauchte er wieder aus ihrem Schoß auf, mit nassen Lippen, lockerte den Druck um ihre Pobacken und die Schenkel, diese Art Rettungsgriff, der ihren Unterleib gegen sein Gesicht gepresst hatte, und zog seinen rechten Zeigefinger aus ihrem gelgeschmierten Hintern. Dehm wirkte für sie halbwegs zufrieden, ein leicht verquält schmunzelnder, etwas teigiger Eierschädel zwischen ihren Knien, fast fünfzig, er setzte deutlich an und war schon kahl, hatte kein einziges Haar mehr, nur die Brauen. Aber Kat vermisste nichts, umklammerte gerne mit ihren Fingerspitzen seinen blassen, leicht flaumigen, warmen Kopf, wenn sie sich küssten. Dehms große blaue Augen und sein voller Mund ersetzten alles. Endlich hatte sie einen Liebhaber, dessen ganzer Leib zu ihr sprach. Der nackte Dehm war mit jeder Faser da, hatte Kat während dieser Wochen vorbild-

lich vermittelt, sie sei die einzige Frau auf der Welt. Er scheute sich nicht, »lieben« zu sagen, er benutzte nie das Wort *Affäre* und witzelte nie, er könne praktisch ihr Vater sein. Bestimmt wäre er ein guter Tänzer – aber würden sie sich jemals in der Öffentlichkeit bewegen, vor allen möglichen Leuten, die ihn und seine Frau kannten? Immer drängte die Zeit. Sie hatten sich bisher nur stundenweise getroffen für Luxusmomente in Hotelzimmern, ohne Frühstück, und er warnte gerne, Alltag sei ohnehin gefährlich. Diese Nacht bei ihm zuhause sollte ihre erste ganze werden.

Kat japste zwischen den fremden Stoffen des Ehebetts – die Laken rochen nach einem scharfen, ihr unbekannten Waschmittel – und lachte, lachte »befriedigt«, wie es in Dehms Jugend hieß. Lachte auch wehrlos, denn es war ein Kinderspiel für den Kerl, sie kommen zu lassen.

»Schwein, oh, du Schwein ...«,

lachte sie und streckte beide Arme aus, wusste gar nicht recht, wohin. Wieder grinste er schwach, wie nach Ablieferung einer handwerklichen Leistung. Doktor Jürgen Dehms Arbeit an den Nervenenden. Kat nannte ihn weder bei seinem Großvatervornamen noch dachte sie überhaupt an ihn anders als »Dehm«. Er war der schwanz-egalste Mann, den sie je gehabt hatte. War verrückt auf ihren Damm, steckte sein Ding nahezu nebenher in ihre Muschi, fast pflichtbewusst, glaubte sie manchmal. Er lobte ihre kleinen strammen Brüste, weil sie klein waren. Er schien an Frauen das Nichtsichtbare zu wollen, das, was sich äußerlich nie zeigte, diese Leibinsel aus Kitzler-Scheide-Arsch. Bildete sich Dehm auf seinen Penis wirklich nichts ein? War ein so kerliger Neurochirurg, der herrscherlich alles ergriff und geradezu dampfte vor Bewusstheit, uneitel?

Aber er begehrte ihr Begehren.

Ein kitzlerverrückter Mann, mit steuernder Zungenspitze

auf dem höchsten Lustfleck – hätte sie enge Freundinnen, würde sie mit ihm angeben. Während Dehm Mund und Finger im Bettbezug abwischte, lachte Kat noch über das leise warnende Gefühl, ein zweiundzwanzigjähriges wissenschaftliches Muster zu sein. Konnte das hier lange dauern?

Dann hörte sie Krach hinter der Schlafzimmertür.

Das Klirren und Rollen von hölzernen Stangen, als wären es große Mikadostäbe. Und Weinen. Ihr Lachen war es gewesen, natürlich, ihr Lachen. Dehms Junge hatte bisher weder Sex im Ehebett erlebt noch Lachen aus dem Schlafzimmer. Die Füße eines kleinen Wesens tapsten über das Parkett, stießen Käfigtrümmer beiseite, dann prallte ein Körper gegen etwas, vermutlich einen Schrank. Wieder Weinen, jetzt näher.

Dehm seufzte.

»Baby breaks out ...«

Noch lag er vor ihr, so halb aufgerichtet, ein Bettler, der um ein paar Bröckchen fleht. Gab es für leckende Männer irgendeine Stellung, die sie nicht kleiner machte? Kat hatte sich gefangen, das Pochen in ihrer Muschi flaute ab, die Kitzlichkeit auch. Das Geplärre löste etwas aus: Erstmals wurde ihr klar, dass ihn nichts glücklich machte, nicht einmal, sie mühelos zum Höhepunkt zu bringen wie das Orgasmotron in *Barbarella* – ein Film aus seiner Kindheit, er hatte ihr davon erzählt. Nicht sie und überhaupt niemand konnte Dehm glücklich machen.

Er rappelte sich hoch, mit bereitem Schwanzhaken, aber ließ sie nicht aus den Augen. Kat blickte ihn verständnislos an: Sie hatte doch auf dem Weg zum Schlafzimmer gesehen, dass der Junge eindeutig schlummernd im Gitterbett lag, in den Patschhänden einen roten Gummiball, an die Wange geschmiegt wie einen Teddy. Konnte dieser Dreikäsehoch, der vielleicht gerade mal zaghafte Schritte wagte, wirklich ausbrechen?

Dehm ging nicht gleich zur Tür, sondern zum Schminktisch seiner Frau, wo ein Aschenbecher voller Zigarettenstummel stand und sein Wasserglas mit Gin, nur noch halbvoll, er kippte den Rest. Das Abgerockte passte zu ihm. Beschämt wusste sie längst, dass seine selbstzerstörerischen Gewohnheiten sie anzogen, solange er nicht gewalttätig wurde. Das Weinen vor der Tür allerdings machte sie verrückt. Dehm war der erste Mann, der sie ohne Gummi vögeln durfte, obwohl sie Mutterschaft bisher immer ausgeblendet hatte, und sie fürchtete jetzt, wegen und mit ihm bereit zu sein.

Sein Schwanz war nun abgeschwollen, er stellte das leere Glas hin und griff sich seine Unterhose vom Parkett, um seine Kümmerpflicht einigermaßen würdig anzutreten. Kat hatte ihre eigenen Sachen nicht zu Boden, sondern über den Stuhl vor dem Schminktisch geworfen, scheinbar wild aus einer gewissen Entfernung, aber in Wahrheit gezielt, ja stolz herzeigend, denn diese Jeans und diese Bluse waren für sie kostbar, obwohl oder gerade weil sie studentisch einfach aussahen: zwei 36er-Triumphe der Selbstbeherrschung. Kat hungerte gerne für Dehm. Sie atmete in ihren flachen Bauch ein.

»Wie heißt der Kleine noch mal?«,
atmete sie aus. Und schob hinterher:

»Hast du mir bestimmt längst gesagt, entschuldige.«

Dann fiel ihr eine Frage einer Journalistikstudentin ein:

»Wie nennen Oberärzte heute ihre Jungs? Alexander? Maximilian? Justus? Victor mit C?«

»Ich hab dir seinen Namen nie gesagt«,
brummte Dehm und legte, während er die Unterhose über seinem Gehänge zurechtrückte, den Kopf schräg. Er horchte und zog eine Schulter hoch, wusste offenbar auch nicht, welche Kräfte nebenan wirkten. Das Geplärre ließ erstaunlicherweise nach. Dehm ging am Bett vorbei zur Tür.

»Nicht dass er sich weh getan hat. Und du, bitte bleib so, meine Schöne, genau so, bitte.«

Er wies mit dem Zeigefinger auf ihre frisch geleckte Muschi, bestrahlt von der Nachttischlampe. Bereitwillig hielt sie die Beine gespreizt, saß da mit sämtlichen Kissen im Rücken wie eine abgelegte Gliederpuppe, noch immer tief atmend, lächelnd. Kat liebte Dehm.

Am Tag ihres Kennenlernens – es war eine Umfrage für ein Hochschulblatt – hatte sie seine Art, vor Antworten erst nachzudenken, unwiderstehlich gefunden. Bei ihm gab es nichts Fertiges. Der Oberarzt lebte von einer medizinischen Aufgabe zur nächsten, gab sich völlig hin zwischen Fall und Fall und vermittelte durch dieses offenbar nicht berechnende Wesen, keine weitere Laufbahn anzustreben. Das schien möglich.

Dehm zeigte sich ebenso überrascht wie Kat, dass die Tür vor ihm aufging. Der Kleine stand in dem Spalt. Klammerte sich mit hochgerecktem Arm an der Klinke fest. Seine andere Hand hielt den roten Ball. Der Sohn hatte dieses Spielzeug beim Ausbruch gerettet.

»Mama«,

sagte er. Sagte es trocken, nicht einmal fragend. Er hatte noch einen fast kahlen Babykopf, kaum Haare – wie von Dehm vorzeitig vererbt –, aber Kat sah jetzt die offenen Augen des großen Kleinkindes. Der Junge schaute ins Schlafzimmer, als habe er den Geist eines Heranwachsenden, gefangen im Sechzehnmonatskörper, er schaute forschend, naseweis, nicht erschrocken. Und Kat zwischen die Beine.

»Niklas ...«,

lockte ihn der Vater heran und richtete selbstvergessen weiterhin den Zeigefinger auf Kats Muschi. Sollte sie das gut finden, unspießig? Sie glaubte Dehm, dass der Junge nichts verstehen würde. Der Oberarzt wusste doch, was er tat. Er

betrog seine deutlich jüngere Ehefrau mit einer wiederum viel jüngeren Studentin. Damit konnte Kat gerade noch so leben, sie war nicht stolz auf den Stand einer Geliebten, wollte eine echte Liebe sein, obwohl sie ahnte, dass es eine Liebelei bleiben würde. Sie legte eine Hand vor ihre Muschi, weil Dehm nicht mehr hinsah, er streckte seinem Sohn beide Arme entgegen.

»Kluges Köpfchen, wie hast du das geschafft?«

Hoffentlich nannte er sie für den Kleinen nicht ›Tante‹. *Schau mal, Niklas, das ist Tante Katarina.* Wäre dann alles aus? Irgendwann würde es aus sein. Diese erst wenigen Wochen kamen ihr vor wie das süß prickelnde Ende einer Zündschnur, und das obere bittere Ende würde schrecklich weh tun. Jürgen Dehm, den nichts und niemand glücklich machte, hielt nichts und niemand.

Das Söhnchen schwieg, mit diesem altklugen Blick, aber wagte jetzt einen Schritt von der Türklinke aus vorwärts – und um nicht zu stürzen, ließ er sein Spielzeug los. Der rote Gummiball hüpfte mit einem nassen Geräusch über das Parkett, rollte auf das Ehebett zu, in dem Kat immer noch breitbeinig saß. Der Junge interessierte sich weder dafür noch für den Anblick seines fast nackten Vaters.

»Wenn du nur reden könntest ...«

Dehm ergriff seine Hand, als Stütze, hockte sich vor ihn, aus dem Mund drang jetzt wohl eine Mischwolke aus dem Geruch von Zigarettenrauch, Gin und Muschisaft:

»Wie bist du ausgebrochen?«

Niklas starrte seinen Vater an und schwieg.

Selbst über siebzehn Jahre später erwischt Kat die Erinnerung an Dehm kalt, als sie den surrenden Kitzlervibrator entfernt. Es ist nicht die Art des mittelpträgigen Kommens, es ist ihre Haltung: Schlagartig weiß sie, wann und wo sie genauso breitbeinig dalag, genauso halb aufgebahrt, mit weißen Polstern im Rücken, und zusätzlich hilft ein deutlicher Waschmittelgeruch ihrem Gedächtnis nach wie eine tragende Welle. Das breite Hotelzimmerbett bietet vier große und zwei kleine Kissen, alle hat Kat unter und hinter sich gestopft, und weil sie jetzt mit den angewinkelten Knien die gleiche Figur abgibt, stöhnt sie doch noch auf.

Eine innerste Falle. Ein Grund, sich zu misstrauen.

Der leider unvergessbare Dehm vermischt sich nicht nur mit ihrem Rausch, er reißt ihren zugegebenermaßen schwachen Höhepunkt sogar mit sich, als hätte das kahlköpfige Raubtier schon lange gelauert.

Sie springt aus ihrem Lager und stößt dabei den schnurrenden Apparat weg, blindlings, weil sie für ihre gemütliche Selbstbefriedigung das Zimmer verdunkelt hat. Sie hört, wie das Gummiteil weich zurückfedernd den Stuhl trifft, über den sie ihre Jeans und Bluse in 44 und 40 gelegt hat. Dehms Fluch erinnert sie zugleich an das kleine Zeitfenster ihres Lebens, als sie einmal die Maße eines Unterwäschemodels hatte.

Auf allen vieren, wie beim Topfschlagen, patscht sie nach dem Lustspender, folgt dem Summen, bis sie das gelfeuchte

Ding packen kann. Kat weint nicht. Sie würgt das Gerät ab. Wirft es zurück in Richtung des Bettes.

»Schwein.«

Nackt richtet sie sich auf und schaut hinaus.

Wenn sie in Hamburg als freie Ermittlerin arbeitet, nimmt sie immer dasselbe Zimmer. Die Kanzlei hat den Spesendaten-satz längst eingespeichert und bekommt sogar Nachlass. Es liegt wie ein gläsernes Nest hoch oben auf St. Pauli, die boden-tiefen Fenster zeigen nach Osten zur Innenstadt und nach Süden über die Elbe. Das junge Hotel vermittelt den Eindruck eines Gewächshauses, hat mehr Vorhänge als Wände, selbst die Deckenquadrate der Hausflure leuchten fast nahtlos wie eine spiegelverkehrte Tanzfläche. Kat liebt es, abends verborgen im Dunkeln zu liegen, damit durch die Glasfronten die Lichter der Stadt einstrahlen, während sie es sich besorgt: ihre Glüh-würmchenbewunderer. Hamburg blinkt sie an, die Aprilluft ist klar, sogar einen der Containerterminals jenseits des Flusses kann sie erkennen. Im Flur hängt der Bademantel, sie tastet sich rücklings an der Wand entlang, um die Lichter weiter zu genießen, und schlüpft ins Frottee. Erst dann schaltet sie das ›Master Light‹ ein, ein schicker Ausdruck für Putzflutlicht. Ihr Zimmer blitzt auf und löscht die Glühwürmchen.

Sie hasst Dehm nicht, sie fürchtet ihn.

Weil er die stärkste Liebe war. Die alle späteren zerdrückt hat. Nach ihm ist sie mit sieben Männern zusammen gewesen, höchst unterschiedlichen, wie um eine verborgene Bandbreite zu entdecken, aber keiner hatte ihr Dehms lückenlose Hin-gabe vermitteln können, und sie hatte genau darauf gelauert. Sie blieb und bleibt ratlos. Die drei Monate schienen ihm et-was Höheres bedeutet zu haben, waren eine Art Berufung, deren Abbruch dann ein unsichtbarer Gott befohlen hatte. Seit siebzehn Jahren quält Kat die Doppelfrage: *Warum hast du*

mich ausgewählt wie die Einzige – und mich urplötzlich liegen lassen wie eine in die Ecke geschobene Puppe?

Seit siebzehn Jahren verfolgt sie seinen Weg. Der natürlich doch eine Laufbahn geworden ist. Sie braucht keine Suchmaschine zu bemühen, sie kann es kaum verhindern, dass sie das Größte von ihm mitbekommt, denn das Fernsehen und die Netzzeitungen, die sie ohnehin täglich durcharbeitet, zwingen ihr seine neuesten Handlungen auf. Mittlerweile hat er sein eigenes Institut an der Autobahn zwischen Hamburg und Berlin, in einem ehemaligen VEB-Gebäude, das er von Grund auf neugestalten ließ mit Intensivstation und höchstauflösender Radiologie. *NeuroQuo*. Dehm und seine Leute versorgen dort Kunden aus aller Welt, er beschäftigt sich besonders mit Querschnittslähmungen, Hirnschrittmachern und OP-Robotern. Die *BILD*-Zeitung trat es vor Jahren breit, als seine Frau sich endlich von ihm trennte und das Sorgerecht für Sohn Niklas bekam.

Dehm ist fett geworden, Haare hatte er schon damals nicht mehr gehabt, und der Suff und das Rauchen haben ihn ebenso ausgedörrt wie aufgequollen, sein inzwischen feistes bleiches Gesicht überzieht eine faltig-trockene Haut, Kat erschrickt jedes Mal, wenn ein Bericht erscheint.

Der Rest des Abends taugt nur zu Glotze mit Alkohol.

Sie schaltet den zur Treibhausgestaltung des Hotels passenden riesigen Flachbildschirm ein. Scheiben, Glas, Licht. Und damit sie ihrer alten Liebe ganz sicher nicht begegnet, wählt sie keinen ihrer üblichen Sender mit Kultur und Tagespolitik und Zeitgeschehen, sondern steuert gleich einen artfremden Kanal an: Sport.

Den Hass auf Sport hat sie mit Dehm noch immer gemeinsam, glaubt sie zumindest. Sie springt in diese Dehm-freie Zone, stellt aber sofort den Ton ab, weil sie Gegröhl und

Getröte aus Stadien nicht erträgt, und wendet sich zur Seite, zur Minibar. Selbst der Zimmerkühlschrank hat eine gläserne Tür. Schon nach der kleinsten Flasche wird sie betrunken sein. Das Hotel bietet einen deutschen Weißwein. Sie zieht das Viertelchen aus der elektronisch gesicherten Halterung und bildet sich ein ›Ka-Ching‹ ein, das sie leider nicht unter Speisen anführen darf. Der Drehverschluss knackt, sie wirft das rote runde Blech Richtung Mülleimer, es ist zu leicht und trifft daneben. Der Wein schmeckt noch schaler als erwartet. Aber er hilft, sich so breitbeinig aufs Bett zu setzen wie eben, nur mit Bademantel. Kat prostet Hamburg zu und widmet sich dem Fernseher.

Das Bild zeigt kein Stadion, sondern ein Studio. Allerdings von hinten. Kameras auf Fahrgestellen, Kabel auf dem Boden, herumstehende Leute mit Kopfhörern – und dann schreitet durch die Technik ins Licht nach vorn: Enya Ros.

Jetzt schaltet Kat den Ton ein, ohne einen Blick auf die Fernbedienung zu richten, denn auch sie muss zwanghaft diese Frau begaffen und belauschen wie jeder steinzeitliche Kerl. Das Schlagwort ›Reptiliengehirn‹ schießt ihr durch den Sinn. Enya tritt halbnackt auf, als solle man ernsthaft glauben, sie trage so ein kurzes Trikot und so eine Shorts auch jenseits des Beachvolleyballplatzes. Sportverächterin Kat erinnert sich dunkel, dass diese Erscheinung ein paar Jahre her sein müsste – da gab es doch inzwischen einige Aufregung, eine neue Pruderie, die mehr Stoff forderte. Hier aber wippt Enyas Sport-BH unter den Schriftzügen ihrer ewigen drei Werbepartner leicht, und die blaue Shorts, auf deren Bund dieselben drei Firmen für Zündkerzen, Badezimmerschraubungen und Sportzeug stehen, passt sich jedem Schritt eng an, gibt jede kleinste Muskelwallung Enyas weiter wie eine straffe zweite Haut über ihren Oberschenkeln und dem Venushügel. Das blaue Stirn-